

Christen und Nichtchristen helfen gemeinsam Diakonie ist eine Haltung

Der Ersteindruck entscheidet

Unsicher und mit vielen unterschiedlichen Gefühlen betrete ich den Haupteingang des Krankenhauses. Eine längere Autofahrt liegt hinter mir. Ich besuche einen Freund, der plötzlich zur stationären Behandlung eingeliefert wurde. Wie geht es ihm? Wie werde ich ihm vorfinden? Hat er eine Chance? Wie soll ich ihm begegnen?

Systeme im Gesundheits- und Sozialwesen funktionieren von selbst

Krankenhaus. Ich betrete den sichtbaren Raum einer Institution, die nach den Vorgaben des Sozialgesetzbuches (SGB) einen ganz bestimmten Auftrag im Rahmen des staatlichen Gesundheitswesens zu erfüllen hat. Aber es ist eine Einrichtung, die auch im Rahmen der Sozialwirtschaft Vorgaben einzuhalten hat. Das Krankenhaus muss betriebswirtschaftlich geführt haben. Das wirkt sich aus, wenn Kranke, Verwandte und Freunde, Mitarbeiter ein Krankenhaus betreten. Die Verhandlungen mit den Kostenträgern über Entgelte und Investitionskostenpauschalen, die Tarifverhandlungen für die unterschiedlichen Mitarbeitergruppen, die Kontrollen durch Aufsichtsbehörden, die Maßnahmen des Qualitätsmanagements, die ständig wachsenden Dokumentationsverpflichtungen, die Dienstvereinbarungen mit der Mitarbeitervertretung, die Investitionen, die helfen ein Alleinvertretungsmerkmal gegenüber den Konkurrenten durchzusetzen – alles Akteure, die das System Krankenhaus bestimmen. Miteinander zu tun haben. Miteinander kommunizieren.

Der Erfolg eines Betriebes im Gesundheits- und Sozialwesen hängt ganz wesentlich davon ab, dass die internen Operationen im System gelingen. Geradezu von selbst laufen. Nicht durch menschliche Fehler gestört werden. Gefühle, Emotionen und Befindlichkeiten von Personen stören da eher.

Das Ergebnis ist schmerzlich: Eine zunehmende Reglementierung der fachlichen Hilfe wie beim Minutentakt in der ambulanten Pflege. Oder eine ausufernde Ökonomisierung der medizinischen Versorgung, die zu den sogenannten „Blutentlassungen“ nur kurze Zeit nach einem operativen Eingriff führen. Schließlich ist da von einer unaufhaltsamen Anonymisierung in der Betreuung von Patienten zu berichten. „Bitte, Herr Doktor, reden sie doch mit mir.“ Es ist die flehentliche Bitte eines Patienten an den gestressten Arzt von der Eckhard v. Hirschhausen zu berichten weiß.

Ich sehe zwei großen Herausforderungen, vor denen das Gesundheits- und Sozialwesen steht.

Neben einer dringenden radikalen strukturellen Veränderung gewinnt die innere Haltung der Mitarbeiter im Umgang mit den Hilfebedürftigen und Betreuten immer mehr an Bedeutung. Innere Haltung: Wie will eine Einrichtung im Gesundheits- und Sozialwesen in den Sachzwängen, in denen sie steckt, auf ihre Patienten und Klienten wirken? Gibt es eine besondere innere Haltung von Mitarbeitern in der Diakonie? Und wie sieht die aus? Wie drückt sich dann diese innere Haltung in der Diakonie im Verhalten, in der Sprache und im persönlichen Erscheinungsbild der Mitarbeiter aus, die in der Altenpflege, in der Kinder- und Jugendhilfe, Beratung und Bildungsarbeit beschäftigt sind? Ich erkenne drei Ausdrucksformen einer inneren diakonischen Haltung.

Diakonie ist eine Haltung

1. Helfen – konkret und praktisch

Schon die Beispielgeschichte vom Barmherzigen Samariter, die Jesus von Nazareth nach dem Lukas-Evangelium (Kapitel 10) erzählt, bringt es an den Tag: Helfen ist zunächst nichts spezifisch Christliches. Es ist auch nicht ein besonderes Kennzeichen für Religion. Einem in Not geratenen Menschen zu helfen, ist zutiefst menschlich. Und sich in seiner Not von einem anderen Menschen helfen zu lassen, ist es auch. Helfen ist eine allgemein-menschliche Gabe und eine allgemein-menschliche Notwendigkeit. Gerade die Personen, die in der Beispielgeschichte für Glauben und Religion stehen, haben diesen Aspekt menschlicher Existenz nicht begriffen. Offensichtlich kann Glaube und Mitgliedschaft in einer Kirche auch abstumpfen gegen den schöpfungsmäßig mitgegebenen Impuls zum Helfen. Menschen, die in der Diakonie mitarbeiten, setzen ganz einfach um, was jeder Mensch kann und auch soll: Helfen. Wie in der Beispielgeschichte Jesu der Reisende aus Samaria. Was allein zählt ist, dass dem in Not geratenen Mit-Menschen tatsächlich, also effektiv, konkret und nachhaltig geholfen wird. Wer sich in einer diakonischen Einrichtung Menschen anvertraut, soll es in der Gewissheit tun, dass er sich bei den Mitarbeitern auf diese innere Haltung verlassen kann. Diakonie wird in der heutigen Diskussion übrigens immer wieder fälschlicherweise für das im Neuen Testament beschriebene Helfen unzureichend als ein Sammelbegriff verwendet. Darauf haben die Schweizer Heinz Rügger und Christoph Sigrist 2011 in einer theologischen Studie „Diakonie – eine Einführung“ hingewiesen. Sie verweisen darauf, dass der Begriff Diakonie in der Gemeinde der ersten Christen vor allem für Ämter in der Gemeindegearbeit verwendet wurde. Und nicht für das Helfen. Helfen ist unabhängig von religiösen und

kulturellen Vorgaben. Entscheidend ist daher für das Mitarbeiten in einer diakonischen Einrichtung nach meiner Überzeugung nicht die Mitgliedschaft in einer Kirche sondern die Bereitschaft, Menschen in ihrer Not zu helfen. Eine Mitgliedschaft in einer Kirche garantiert das noch lange nicht. Von daher arbeiten in unseren Einrichtungen Christen *und* Nichtchristen auf der Grundlage eines christlichen Menschenbildes zusammen. Was sie verbindet ist eine gemeinsame innere Haltung. Wir wollen helfen: Praktisch. Konkret. Nachhaltig. Effektiv.

2. Heimat – hier bin ich zu Hause

Der Hilfebedürftige hat Heimweh. Wer in Not gerät und infolgedessen in eine Einrichtung im Gesundheits- und Sozialwesen landet, macht sehr schnell die Erfahrung der Heimatlosigkeit. Die gewohnte Sicherheit, Verlässlichkeit und Vertrautheit, wie wir sie in der heimischen Umgebung erleben, ist weg. Hilfebedürftige werden - ob wie im Diakoniewerk Kirchröder Turm im Betreuten Wohnen, auf einer Pflegestation oder in einem Trauma-Zentrum - als Menschen ernstgenommen, die sich heimatlos fühlen. Mitarbeiter in einer diakonischen Einrichtung bieten Betreuten daher für die Zeit der Versorgung Heimat. Und das ist mehr als fachliche Hilfe.

Auch diesen Aspekt macht Jesus in seiner Beispielgeschichte vom Reisenden aus Samaria, der unterwegs auf einen Überfallenen trifft, deutlich. Nach der ersten Hilfe transportiert er den Verletzten in eine sogenannte Herberge. Er übergibt ihn der Fürsorge des dortigen leitenden Mitarbeiters und übernimmt sogar im Voraus die Kosten. Jetzt hat der Hilfebedürftige für die Zeit der medizinischen Versorgung und sozialen Fürsorge nicht nur ein Dach über den Kopf und etwas zu essen – sondern ihm ist mittelfristig auch ein Zuhause eingerichtet worden. Diakonie, die wirklich helfen will, bietet eben den Menschen, die sich in ihren Einrichtungen der Versorgung und Fürsorge anvertrauen, genau dieses „mehr“. Es ist für eine gewisse Zeit eine Sicherheit und Verlässlichkeit im Erleben von Raum, Zeit, Kultur und sozialen Kontakten. Und natürlich macht sie auch für den, der will, auf den Glauben als ein tiefes Geschenk von Heimat aufmerksam.

Gerade die christliche Tradition kennt hier eine Fülle von Ritualen und Symbolen, die die Vertrautheit von spiritueller Heimat vermitteln können. Und nicht zuletzt kann sie für die Menschen, die sich in ihren Einrichtungen auf der letzten Wegstrecke ihres Lebens befinden, auf die zukünftige Heimat – das ewige Leben - verweisen.

Heimat geben. Der diakonische Mitarbeiter setzt diese innere Haltung bei seiner Arbeit um.

3. Dienen – dem gekreuzigte Christus im Leidenden begegnen

Eine Konsequenz diakonischer Haltung ist ein veränderter Blick auf den Menschen, der Hilfe nötig hat. Er hat eine neue Würde bekommen. Das Neue Testament spricht von einer letzten Identifikation Jesu mit den Leidenden. Er lebt in den Menschen, die Hunger haben, in Gefangenschaft leben, durstig sind, ohne ausreichende Kleidung auskommen müssen, im Krankenbett liegen. Manche Ausleger verweisen darauf, dass es in der Beispielgeschichte von der Barmherzigkeit Jesus ist, der sich höchstpersönlich mit dem zusammengeschlagenen Opfer vergleicht. Er ist es selbst, der unter die Räuber gefallen ist.

Chiara Lubich, die Gründerin der Fokolar-Bewegung, einer katholischen Erneuerungsbewegung in Italien, kann sogar davon sprechen, dass der Hilfebedürftige selbst Christus ist. Diene ich dem Hilfebedürftigen, dann diene ich Christus. Diene ich Christus, dann diene ich auch dem Hilfebedürftigen in seiner konkreten Not. Dieser Dienst am leidenden Christus im Menschen ist ein spiritueller und praktischer Weg zugleich. Chiara Lubich benennt in ihrem Buch „Der Schrei der Gottverlassenheit“ die einzelnen Stationen dieses Weges: Erinnerung an den gekreuzigten Christus im Leidenden, Erkennen des Antlitzes Christi in ihm, Benennung dieser Realität, Anrede, Umarmen, Hinwendung, Teilhabe an der Gegenwart Gottes im Leidenden. Natürlich ist Voraussetzung, dass dem Hilfebedürftigen und Helfer dieses Menschenbild nicht aufgestülpt wird. Es ist ein Geheimnis, wenn Christen mit dieser inneren Haltung des Dienens Menschen in ihrer Not begegnen. Aber es ist ein Geheimnis, das ein Kraftfeld der Liebe entfaltet.

Wenn die innere Haltung praktisch wird

Nachdem ich den Haupteingang des Krankenhauses betreten habe und schließlich auf der Station angekommen bin, auf der der verunglückte Freund liegt – begegne ich ihm, dem Mitarbeiter mit der inneren diakonischen Haltung. Er besorgt mir Kaffee und bereitet mich auf den Besuch am Krankenbett vor. Er erkundigt sich, wie es mir denn nach der langen Autofahrt geht. Ich bin angekommen im Krankenhaus. Es wird ein intensiver Besuch. Der Freund erzählt von guter fachlicher Hilfe und persönlicher Zuwendung. Stolz zeigt er mir die Ecke des Krankenzimmers, die in der Gestaltung mit persönlichen Gegenständen und Bildern nun ein Stück Heimat für ihn geworden ist. Er kann von nächtlichen Gesprächen mit Mitarbeitern berichten, die ihn in seiner Angst ernstnahmen. Und auch der Arzt hatte eine persönliche Beziehung aufgebaut und ihn zuvor ausführlich über die Folgen der OP informiert. Es gibt sogar ein spirituelles Angebot. Und auch das gab es: Nachdem mein Freund die ersten

Tage nach der OP einigermaßen überstanden hatte, baten ihn die Mitarbeiter doch mit einem Patienten zu sprechen, der die OP noch vor sich hatte, und sich ein wenig um ihn zu kümmern. „Das half mir aus der Grübelei herauszukommen“, berichtete er. Und weiter: „Irgendwie ist das hier alles anders, als ich es aus Begegnungen im Krankenhaus bisher kannte. Bei allem Schmerz und aller Unsicherheit – ich habe es hier gut angetroffen.“ Schließlich meinte er: „Ich werde mit Achtung und Würde behandelt“.

„Ich auch“, dachte ich beim Verlassen des Krankenhauses. Trotz Kostendruck und Dokumentationsverpflichtung – eine innere Haltung ist möglich. Diakonie ist eine Haltung, die sich auswirkt.

Michael Borkowski

Pastor und Geschäftsführer des Diakoniewerk Kirchröder Turm e.V.